

Wenn Lokführer zu Sterbehelfern werden

Verena Köpflin

"Personenschaden", dem Krimi von Tatort-Drehbuchautor Peter Probst, fehlt es an Tempo. Viel Potenzial des Themas Schienensuizid verpufft.



Schienengeflecht im Bahnhof von Frankfurt am Main.
Foto: dpa/DPA

Es ist der Albtraum eines jeden Zugfahrers: Einen Menschen zu überfahren. Einer Studie der Lotte-Köhler-Stiftung zufolge, erlebt ein Lokführer durchschnittlich zwei bis drei Mal in seiner Berufslaufbahn einen so genannten Schienensuizid. Einen Selbstmord, bei dem er ungewollt zum Sterbehelfer wird.

So trifft es auch Klaus Engler, um dessen Fall es im neuen Kriminalroman von Tatort-Drehbuchautor Peter Probst geht. Die Geschichte knüpft direkt an ihren Vorgänger „Blinde Flecken“ an.

Privatermittler Anton Schwarz lässt der Fall des 20-jährigen Tim Burger nicht los. Der hatte sich im Vorgängerroman vor einen Zug geworfen, nachdem die Polizei einen von ihm geplanten Amoklauf verhindert hatte. Als wäre dem Autor beim Schreiben klar geworden, dass das doch eigentlich die viel spannendere Geschichte ist, baut Peter Probst um dieses Ereignis einen neuen Fall: Da Burger Anton Schwarz immer

wieder in seinen Träumen erscheint, setzt sich der Ermittler mit dem damaligen Lokführer Klaus Engler in Verbindung, um endlich wieder schlafen zu können.

So weit, so schön.

Der Moment, in dem „Personenschaden“ in eine andere Richtung als die Ausgangsgeschichte abbiegt, kommt, als bei Englers erster Bahnfahrt nach dem Unglück erneut ein Mann seinen Zug benutzt, um sich umzubringen. Dieser Übergang ist zwar schlüssig hergeleitet, wirkt aber sehr konstruiert. Hat man „Blinde Flecken“ nicht gelesen, hinterlassen schon die ersten Seiten viele offene Fragen, die leider bis zum Schluss nicht aufgeklärt werden. Warum hat der Ermittler Schuldgefühle angesichts des Bahnsuizids von Tim Burger? Und warum vermutet Schwarz so lange Zusammenhänge zur rechtsradikalen Szene? Der Erstleser wird es nie erfahren.

Auch das Tempo, dass ein Roman früher oder später aufnehmen sollte, um in Fahrt zu kommen und den Leser zu fesseln, bleibt bei „Personenschaden“ aus. Probst bremst in seinem gut gemeinten Versuch, seinem Protagonisten ein menschliches Gesicht zu geben, mit immer mehr kurz angedeuteten Randgeschichten die eigentliche Handlung. Das beste Beispiel dafür ist Schwarz' Tochter, die lediglich für drei Seiten erscheint, um ihrem Vater zur Trennung von ihrer Mutter zu beglückwünschen. Danach wird sie nie wieder erwähnt. Das ist schade, denn diese Hintergründe sind es, die einen Protagonisten greifbar und sympathisch machen. Sinn machen sie jedoch erst, wenn man sie entwickelt.

Der ganze Roman gleicht einem Bummelzug, auf dessen Fahrt die Landschaft langsam an einem vorbeigeleitet, während man auf die Ankunft wartet – nur, um hinterher von dem ersehnten Zielort enttäuscht zu sein.

Durch das geringe Tempo hat der Leser zudem mehr als genug Zeit, dahinterzukommen, wer der Drahtzieher des Bösen wohl sein könnte. Nur die Gründe fehlen ihm noch, und selbst die sind am Ende keine große Überraschung mehr. Fairerweise muss man aber sagen, dass Probst auch gar keinen großen Wert darauf zu legen scheint, zu verblüffen: Seine gradlinige, zielstrebig auf das Ende zuratternde Erzählweise ohne große Höhepunkte hat er ebenfalls in „Blinde Flecken“ schon erprobt – und gute Kritiken dafür bekommen.

Für „Personenschaden“ hat das allerdings zur Folge, dass der Roman zwar von einem Thema mit viel Potenzial getragen wird, welches jedoch größtenteils ungenutzt verpufft und der Geschichte damit einen Fahrschein ins Reich der leichten Unterhaltung ausstellt. Nett für zwischendurch. Allerdings vielleicht nicht gerade für die morgendliche Bahnfahrt.

Peter Probst: Personenschaden. 240 Seiten, Deutscher Taschenbuch Verlag; 8,95 Euro.